



Direkter Draht

Was bedeutet der Klang der Stimme in einer Zeit, in der es für viele keine Berührungen gibt? Beobachtungen aus der Isolation.

15.04.2020 — 11 Minuten Lesezeit

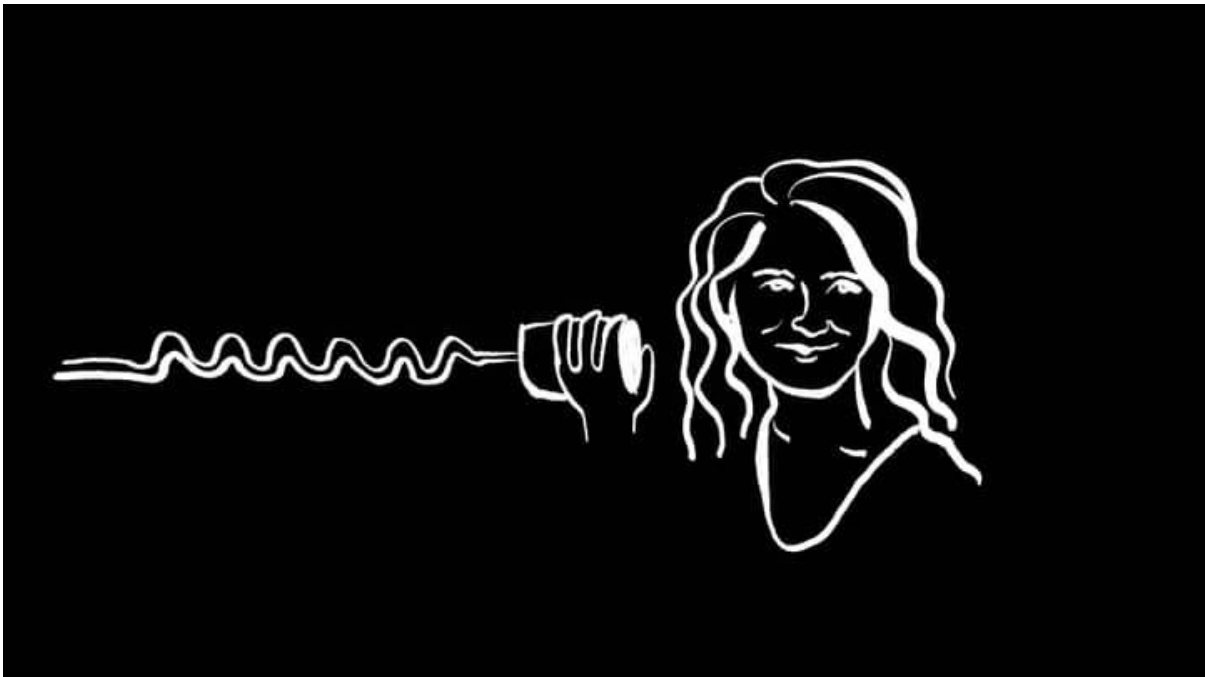
Von Theresa Hein

Süddeutsche Zeitung online: <https://projekte.sueddeutsche.de/artikel/kultur/corona-krise-wie-wichtig-stimmen-jetzt-sind-e372147/?reduced=true> (nur mit SZ-Plus-Abonnement abrufbar)

Wenn ich die Freundin beschreiben müsste, die in der anderen Stadt wohnt, würde ich sagen: die Blonde, die mit der feinen Stupsnase, einer der wenigen Menschen, denen sogar gestreifte Rollkragenpullover stehen.

Und dann natürlich noch den Charakter: dass sie ein Mensch ist, der Hilfe anbietet, bevor man sich selbst bewusst wird, dass man sie brauchen könnte; der nach einer Runde von Witzen immer die beste Schlusspointe setzt; der Postkarten schickt, immer dann, wenn man sie am dringendsten im eigenen Briefkasten braucht. Das Letzte, worauf ich, zumindest bis vor Kurzem, gekommen wäre: die Freundin am Klang ihrer Stimme zu beschreiben.

Dabei höre ich sie fast jeden Tag. Die Freundschafts-Fernbeziehung gab es vor Corona schon, aber da war immer ein nächster Kurzbesuch in Aussicht, der jährliche gemeinsame Urlaub in ein paar Monaten, ein Treffen zu Hause oder an einem fremden Ort. Und jetzt: nur noch Telefonate. Seit den Ausgangsbeschränkungen noch mehr als vorher. Die Freundin ist Single und wohnt allein. Sie gehört damit zu den 41 Prozent der Bevölkerung, die nicht in Wohngemeinschaften oder mit der Familie leben, sondern mit sich selbst.



Eine Freundin - nicht die unserer Autorin

Ausgangsbeschränkungen oder gar Quarantäne bedeuten für sie noch viel mehr als das Verbot des Auf-die-Straße-Tretens. Sie bedeuten physische Einsamkeit.

Wenn Berührungen nicht mehr möglich sind, was bleibt übrig? Es ist vor allem: das Hören einer zweiten Stimme. Zwar gibt es Videotelefonie in Form von Zoom- oder Skype-Meetings (und davon mehr denn je). Doch die Erfahrung aus unzähligen „Conference Calls“ ist vor allem die, dass das rechteckige Bild von Kollegen und Vorgesetzten in gnadenlosen Frontaleinstellungen einen ähnlich schmeichelhaften Einfluss hat wie das Licht in einer Bahntoilette. Außerdem haben viele in den vergangenen Wochen nach zehn Stunden Home-Office vor dem Bildschirm festgestellt, dass schlichtes Telefonieren und dabei gemeinsam spazieren gehen viel schöner ist.

Wie gut hört man zu?

Durch das Coronavirus erlebt die menschliche Stimme eine sehr private Renaissance. Während in den vergangenen Jahren die Visualisierung des eigenen Ich durch soziale Medien immer wichtiger wurde und die Frage des „Wie sehe ich aus?“ für viele zur

Handlungsmaxime, bekommt in Zeiten von „Social Distancing“ eine andere Frage enorme Bedeutung. Es ist nicht die Frage nach dem „Wie höre ich mich an?“, die die meisten Erwachsenen dann doch sehr erfolgreich und nachhaltig verdrängt haben, seit sie sich das erste Mal als Kind auf dem Kassettenrekorder gehört haben. Es ist vielmehr die, ob man tatsächlich ein so guter Zuhörer ist, wie man zu sein glaubt und wie man es dem Menschen am anderen Ende der Leitung schuldet. Gerade dann, wenn dieser sozial vielleicht isolierter ist als man selbst.

Mitten ins Zeitalter des Supermultitaskings, in dem man, während man mit jemandem telefonierte, mindestens Wäsche aufgehängt, die Wohnung geputzt hat oder joggen war, platzt nun die Isolation. Durch sie ist die Konzentration auf den Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung notwendiger denn je geworden. Erkenne ich, wenn ich mit der eigenen Großmutter telefoniere, nicht nur ihre Stimme, sondern auch, was ihr Sorgen macht? Spüre ich am Klang des Freundes, ob es ihm heute wirklich „gut“ geht, wie er behauptet, oder ob ihm die Quarantäne nicht doch mehr zusetzt als erwartet? Wer die Menschen nicht mehr treffen kann, um sich zu vergewissern, wie es ihnen geht – und auch, wie es einem selbst geht –, muss sich mehr denn je auf das Gespräch aus der Distanz verlassen.

Wer mit der Mutter spricht, schüttet Oxytocin aus

Dass vertraute Stimmen für den Menschen emotional beinahe so wichtig sein können wie Berührungen, wies die amerikanische Professorin Leslie J. Seltzer von der University of Wisconsin im Jahr 2012 nach. Sie und ihre Kollegen brachten Mädchen bei einem Experiment in eine schulische Stresssituation: Die Mädchen mussten einen Impulsvortrag halten und sollten vor Fremden Mathematikaufgaben lösen. Danach durfte eine Gruppe der Mädchen mit der Mutter Mails hin- und herschreiben, eine durfte die Mutter im Nebenraum sehen und umarmen, und eine dritte Gruppe durfte die Mutter anrufen. Die vierte Mädchengruppe durfte nicht mit der Mutter kommunizieren.

Bei den Mädchen, die ihre Mutter sehen und berühren, und denen, die ihre Mutter am Telefon hören konnten, stieg der im Blut gemessene Oxytocin-Wert an (Oxytocin ist auch als „Kuschelhormon“ bekannt). Der Wert des Cortisols im Körper, das in Stresssituationen ausgeschüttet wird, sank dagegen. Die Messwerte waren bei beiden Gruppen beinahe identisch. Bei den Mädchen, die sich nur schriftlich mit ihrer Mutter austauschen konnten, fand man, wie bei den Mädchen, die überhaupt nicht mit ihrer Mutter kommunizieren durften: viel Cortisol, kein Oxytocin.



Sophie Scott, Professorin für kognitive Neurowissenschaften am UCL

Können menschliche Stimmen also auch gegen Einsamkeit helfen? Ein Anruf bei der britischen Neurowissenschaftlerin Sophie Scott. Scott ist Professorin am Institut für kognitive Neurowissenschaften am University College London, ihr Spezialgebiet ist die neurobiologische Seite der Sprachwahrnehmung, und ihre Stimme klingt, als müsste sie einen Hörsaal nicht lange zur Ruhe rufen.

Gerade sitzt sie, wie alle, in ihrem Wohnzimmer; den Begriff „Home-Office“ verdiene das Zimmer allerdings nicht, sagt Scott, ständig hüpfte hier ihre Tochter herum und wolle etwas von ihr. Sie stellt auf Lautsprecher, das Londoner Zimmer sorgt, während man mit der Neurologin spricht, für einen enormen Hall.

„Das Hören der Stimme eines geliebten oder geschätzten Menschen hilft auf jeden Fall gegen die Einsamkeit“, sagt Scott, und verstärkt durch den Wohnzimmer-Hall klingt sie beinahe, als würde sie aus der St. Paul’s Cathedral anrufen.

Trostpendende Stimmen

Das gelte „vor allem in der Zeit, in der wir uns jetzt befinden, einer Zeit der sozialen Distanz“. Sie erzählt von der Seltzer-Studie mit den jungen Mädchen, erklärt die emotionale Wirkung der Stimme aber auch noch über ein alltäglicheres Beispiel: das gemeinsame Lachen.

„Jeder weiß, dass man alleine vor einer lustigen Serie sitzend viel weniger lacht, als man es in Gesellschaft tun würde.“ Genauso sei es am Telefon, wo man ebenfalls gemeinsam über Dinge lache, die man alleine bei Weitem nicht so lustig fände. „Eine vertraute Stimme ist eine enorme Quelle für Trost.“



Trost in der Krise: Bundeskanzlerin Angela Merkel

Eine der großen Trostspenderinnen dieser Tage ist die Bundeskanzlerin, ihre Stimme kennt wohl beinahe jeder, der seit einiger Zeit in Deutschland lebt; sogar einen eigenen Podcast hat sie: „Angela Merkel – Die Kanzlerin direkt“.

Bei ihrer Rede zur Corona-Situation aus dem Kanzleramt Mitte März rief sie derart überzeugend zu Solidarität auf, dass die eingangs erwähnte Freundin und ich uns nach der Rede anriefen und beschämt gestanden, uns seien die Tränen gekommen. Nur beinahe, versteht sich, und vielleicht, weil man von der Isolation natürlich etwas angefasster ist als sonst.

Einer, der sich schon seit Jahrzehnten mit der Wirkung von Angela Merkels Stimme beschäftigt, ist der Kommunikationsforscher Walter Sendlmeier, Leiter des Instituts für Sprache und Kommunikation der Technischen Universität Berlin. An ihrer Art zu sprechen hätten sich Medien- und Politikwissenschaftler die Zähne ausgebissen, sagt Sendlmeier.



Walter Sendlmeier, Leiter des Instituts für Sprache und Kommunikation der Technischen Universität Berlin

„Den Erfolg, den Frau Merkel über 15 Jahre lang hatte, konnte niemand so richtig erklären. Semantiker analysierten ihre Reden, Medienwissenschaftler, Kommunikationswissenschaftler, Philosophen versuchten, eine Frage zu klären: Warum ist diese Frau so beliebt?“

Walter Sendlmeier und seine Kollegen analysierten Reden der Politikerin seit dem Jahr 2001 – allerdings nicht auf Inhalt, sondern auf ihre Art zu sprechen. „Angela Merkel ist keine große Rednerin“, erklärt der Wissenschaftler, zum Teil sei ihre Aussprache schlecht, manchmal nuschle sie sogar. „Aber der Zuhörer und die Zuhörerinnen denken dann, wenn sie Frau Merkel sprechen hören: Das ist eine von uns, die spricht nicht elitär und ausgrenzend.“

Dies liege auch daran, dass Angela Merkels Satzmelodie relativ wenig Variation aufweise und Betonungen nicht sehr ausgeprägt gesetzt würden, was zu einer unaufgeregten Sprechweise führe. Und dann sagt Walter Sendlmeier, der das „r“ rollt, während er spricht, den schönen Satz:

„Jede Katastrophe aus Angela Merkels Mund klingt eigentlich so, als wäre gar nichts los.“

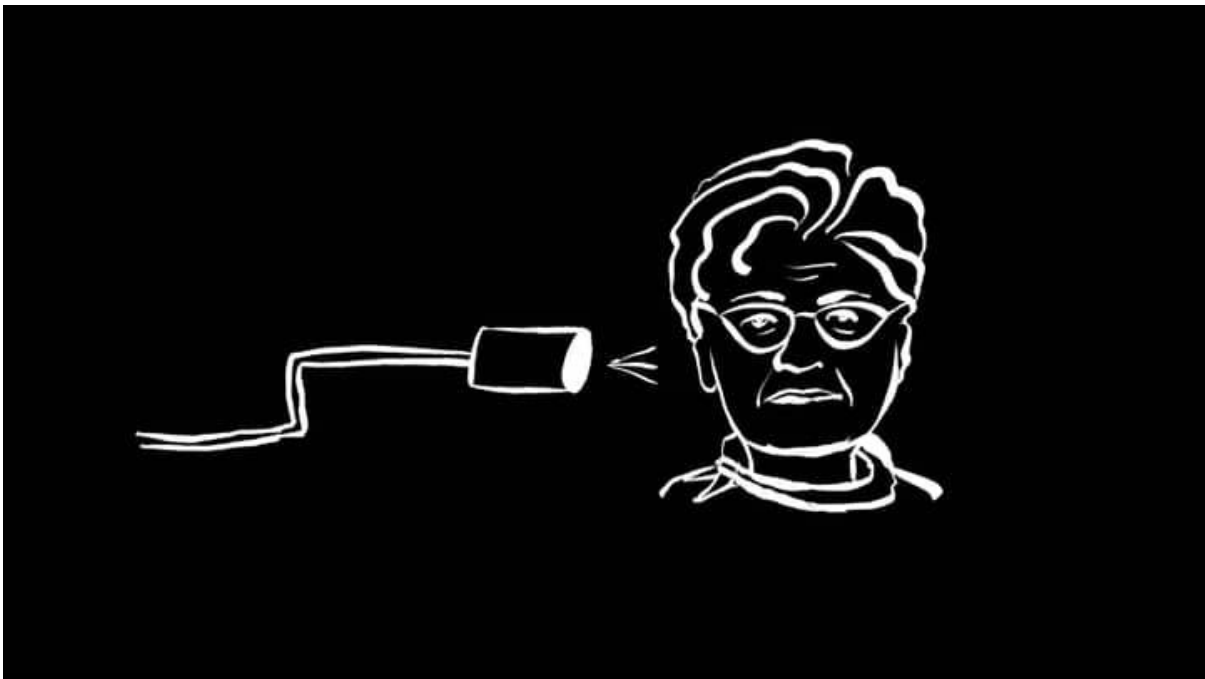
Dass Unterhaltungen nicht inhaltlich spannend sein müssen, um Trost zu spenden, erlebt in diesen Tagen jeder. Was soll man einander auch am Telefon Aufregendes erzählen? Auszüge aus den Unterhaltungen der vergangenen Tage: „War heute fünf Minuten länger laufen als sonst“, „Habe meinen Zoom-Hintergrund auf ein Renaissance-Gemälde umgestellt“, „Kollegin XY macht jetzt immer das Bild in der Video-Konfi aus, vielleicht mache ich das morgen auch mal.“

Der Kommunikationsforscher Walter Sendlmeier sagt, das sei überhaupt nicht schlimm. Wichtiger sei es, durch die vertraute Stimme einer lieben Person die Nähe zu ihr zu empfinden. Über die Stimme erfahre man viel zuverlässiger, wie es einem Menschen gehe, als über den Inhalt der Gespräche. „Inhalt wird in der Alltagskommunikation überschätzt“, sagt Sendlmeier energisch, „jemand kann noch so oft erzählen, ihm gehe es gut. An der Art, wie er

es sagt, merkt man aber sofort, wie es ihm tatsächlich emotional geht. Nur wenige, sehr gute Schauspieler können tatsächlich ihre Stimme und Sprechweise glaubwürdig verstellen.“

Menschen können mit Worten also sehr gut lügen. Mit der Stimme? Eher nicht.

Aber heißt das auch, es ist jetzt wichtiger, Mama oder Oma jeden Tag anzurufen, egal, wie wenig ich zu erzählen habe, als mir zum Beispiel alle paar Wochen Zeit für ein längeres Gespräch zu nehmen?



Eine Oma - nicht die unserer Autorin

Ja, sagt Walter Sendlmeier: „Die Oma freut sich, wenn Sie Ihre Stimme hört; auch ein vermeintlich langweiliges, aber häufiges Gespräch ist viel eher geeignet, Trost zu spenden, als irgendwelche inhaltlich elaborierten Geschichten.“ Und: „Es gibt kaum etwas Schlimmeres als Einsamkeit. Ein tägliches Gespräch kann sehr zur Linderung beitragen.“

Tatsächlich hat man ja schon lange den Verdacht, zumal bei Omas, es sei völlig egal, was man erzählt. Meine eigene Großmutter hat zum Beispiel immer das gut gemeinte, aber häufig enorm unhöfliche Bedürfnis, ein Gespräch nach ein paar Minuten abubrechen, weil „sie mich nicht so lange aufhalten“ will. Manchmal begründet sie das gar nicht und legt einfach den Hörer auf. Einer dieser groben Verstöße gegen die Etikette, um die man sie für ihre 88 Jahre beneidet.

Diese weisen Großmütter, die keine Wissenschaftler befragen müssen, um alles richtig zu machen: lieber kürzer sprechen – dafür aber oft.

„Ein Bild lenkt immer ab“

Eine Stimme, auch eine fremde, liefert Informationen über Alter und Geschlecht des Sprechenden, aber auch immer über den emotionalen Zustand und Eigenschaften der Persönlichkeit. Walter Sendlmeier, der auch die Rolle der Stimme bei Personalentscheidungen erforscht hat, rät Personalberatern deshalb häufig, die Bewerberinnen

und Bewerber, bevor man sie physisch zum Einstellungsgespräch einlädt, anzurufen; da erfahre man Details über einen Menschen, die man im Gespräch von Angesicht zu Angesicht vielleicht übersehe: „Ein Bild lenkt immer ab. Eine Stimme dagegen kann Auskunft darüber geben, ob ein Mensch hilfsbereit ist oder eher aggressiv, egoistisch oder zuvorkommend“, sagt Sendlmeier.

Und dann gibt es noch die Stimmen, die sogar schon da waren, bevor man selbst da war. Die Stimme der eigenen Mutter zum Beispiel, denn in der 28. bis 30. Schwangerschaftswoche ist das Gehör eines Ungeborenen fertig ausgebildet. Auch wer seine Mutter lange nicht mehr gesehen hat, kann sich doch meistens mühelos ihre Stimme ins Gedächtnis rufen.

Wobei wir hingegen meistens versagen: sie zu beschreiben. Warum erscheint sofort ein Bild des geliebten Menschen vor unserem inneren Auge, aber man ist hilflos, wenn man versucht, eine andere – oder, oje, die eigene – Stimme in Worte zu fassen?

Die einzigen auditiven Attribute sind: „laut“ und „leise“

„Das ist ganz normal“, hallt Sophie Scott durch das Telefon, „wir sind mit visuellen Beschreibungen wesentlich besser als mit auditiven.“ Tatsächlich gibt es einen ganz praktischen Grund für unsere Ohnmacht, Stimmen zu beschreiben: Es gibt nur sehr wenige Worte, die aus dem Wahrnehmungsbereich des Hörens stammen. Walter Sendlmeier nennt sie „auditive Attribute“. Die einzigen richtigen auditiven Attribute sind: „laut“ und „leise“. Alle anderen Adjektive, mit denen wir uns bei der Beschreibung von Stimmen behelfen, sind anderen Sinnen entlehnt: „Hell“ und „dunkel“ stammen aus der Farbwahrnehmung, „hoch“ und „tief“ aus der räumlichen Wahrnehmung. „Rau“ und „glatt“ beschreiben ursprünglich etwas, was wir mit dem Tastsinn erfassen.

Man darf also, man muss sich sogar mit Bildern helfen, um Stimmen zu beschreiben. Und es ist auf jeden Fall eine unterschätzte Übung, die Augen zu schließen und zu versuchen, Freunde oder Familienmitglieder am Klang zu beschreiben. Man kann ganze ausgangsbeschränkte Tage damit verbringen, eine Stimme in Worte zu fassen.



Wer also waren die Menschen, die außer der Neurowissenschaftlerin mit dem nach Kathedrale klingenden Wohnzimmer in diesem Text vorkamen?

Eine Bundeskanzlerin, die klingt, als würde sie Kindern aus einem Buch vorlesen, das sie selbst noch nicht kennt.

Ein Kommunikationsforscher, der klingt wie jemand, der weiß, dass das, was er sagt, interessant ist, und irgendwie auch, als hätte er einen langen, weißen Bart (den er nicht hat).

Eine Großmutter, in deren Satzmelodie selbst Fragen zu Aussagesätzen werden, vielleicht, weil Fragen beantworten am Ende eines Lebens auch irgendwie nebensächlich geworden ist.

Eine Freundin, deren Stimme so klingt, als würde sie immer leise rufen, wenn sie etwas sagt.

Und eine Autorin, die ihre eigene Stimme nicht beschreiben kann, die sich aber wie jeder Mensch wünscht, dass es jemanden gibt, der sich darüber freut, sie zu hören.